

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **10 (1888)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauen-Zeitung.

Behuter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement:
Bei Franco-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 6. —
Halbjährlich " 3. —
Ausland franco per Nachr. " 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen
und Beiträge in den Text sind an die Redaktion zu adressieren.

Redaktion:
Frau Elise Honegger in St. Gallen.
Telephon in der Stadt:
in der
M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:
20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate
beliebe man franco an die Expedition einzufenden.

Ausgabe:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung“ erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen
sind ausschließlich an die M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen zu entrichten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliesse an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 11. März.

Lebenspsalm.

Frei nach Longfellow von M. Bach-Gelpke.

Sage nicht mit bitterer Klage:
„Unser Dasein ist nur Schaum;
Tod das Ende unserer Tage
Unser Leben nur ein Traum.“

Wahr ist — strenger Ernst — das Leben,
Nach dem „heut“ ein „morgen“ tagt.
„Sei dem Staub zurückgegeben!“
Ward zur Seele nicht gesagt.

Erdenwonne, Erdenleiden,
All' das wechselvolle Spiel —
Was gewährt's an wahren Freuden?
Vorwärts, vorwärts ist das Ziel.

Lang das Ringen, kurz die Tage,
flüchtig eilt der Strom der Zeit;
Und das Herz mit jedem Schlage
Nähert uns der Ewigkeit.

In des Weltalls bunt Gewühle,
In des Lebens Stilletheil,
frei von knechtischem Gefühle
Läßt im Kampfe uns tapfer sein!

Baut nicht auf der Zukunft Freuden,
Denkt nicht der Vergangenheit!
Thätig vorwärts — und beim Scheiden
Auf den Blick zur Seligkeit!

Großer Männer Angedenken
Mahnt, daß wenn nach jenem Land
Wir die Schritte heimwärts lenken,
Spuren bleiben in dem Sand.

Spuren, welche Pilger sehen
In des Lebens Wüstenei'n;
Spuren, die nicht rasch verwehen,
Die des Wandrers Muth erneu'n.

Läßt uns denn mit ernstem Streben
Rein das Herz und ohne Schuld,
Thätig für die Nachwelt leben,
Treu — in Arbeit und Geduld.

Rosig und Grau.

Skizze nach dem Leben von Marie Berner.

Herbststunde ist's — kaum 7 Uhr — an bewölktem Apriltage. Eine Wäscheleine hängt straff gespannt im Hofe und eine jüngere Frau in fleidsamer Haus-toilette, die breite Schürze vorabunden und mit dem Wäscheleinen-säckchen versehen, steht auf dem Tritt vor der Hausthüre. Einen prüfenden Blick wirft sie zum Wolkenshimmel empor und schüttelt energisch den dunkelblonden Kopf. „Suzette, wir hängen nicht im Hofe, es kommt Regen — rasch das Seil herunter!“ ruft sie festen Tones, in welchem eine Stimmung nicht herauszufinden ist, dem Mädchen zu, das mit gefülltem Zuber aus dem Waschküchen tritt. — „Schade,“ meint diese, „die Wäsche wird nie recht hübsch klar auf dem Dachboden! Wollen wir's nicht abwarten, Frau Palmer, mit dem Wetter?“

„Nein, wir verlieren nur Zeit damit und es bleibt doch bei Regen — mein Mann sagt's. Da, nimm den Stuhl und steig' hinauf — ich wickle das Seil!“

„Adieu, Schatz, schade, daß Du kein besser Wetter hast für Deine Wäsche!“ tönt jetzt die Stimme des Mannes, der, aus dem Hause tretend, sich zum Gang auf's Bureau anschickt. Die Geschäftige reicht ihm die freie Hand zum Grusse und jagt mit lächelnder Miene: „Es ist eben April — ein ungalanter Geselle! Sieh', Papa, wer Dir nachgetrippelt kommt — unser Elschen; — hei, wie sie nett marschirt! Eine rechte Heldenthat von dem kleinen Schelm — die zwei großen Treppen allein zu bewältigen! Und da poltert richtig auch Heinrich schon nach, es hat ihn nicht gebildet allein oben — ein schöner Held! — He, Heinz, begleite den Papa ein Stück Wegs!“

Schon faßt der fünfjährige Bube des Vaters Hand, während Elschen auf der Mutter Arm ihm Abien zuwinkt, so lange sie ihn zu sehen vermag. Dann wird sie rasch zur Erde gesetzt und Frau Anna widmet sich nun eifrig dem Geschäfte des Seilwickelns, wobei sie belustigt das wackernde Geschwerk des Kindes begleitete. „Nur langsam, Kinderchen!“ ruft sie mahnend, doch schon hat das Kleine sich überschlagen und liegt in dumpfem Schreck an der Erde, — ein kritischer Moment, in welchem Lach- und Weinstich sich um die Herrschaft streiten. Der Mutter helles Lachen gibt den Ausschlag. „So nette Fuzelbäume macht unser Elschen? Ei, ei, komm rasch in

die Höhe! Da ist Heinz wieder, der soll Elschen nicht auslachen!“

Schnell wirft Mama eine Hand voll Klammern zur Erde, um die Stimmung der verblüfften Kleinen in's Gleichgewicht zu bringen, und eifrig strebt Elschen, die netten Dinger zu erhaschen.

„Mama, darf ich Euch den Stuhl zum Dachboden tragen?“ ruft Heinrich, denselben so hoch emporhaltend, als Arme und Kräfte es ihm erlauben. „Gewiß, Heinrich, und dann hilfst Du uns beim Aufhängen, so werden wir rasch fertig.“ — „Elschen auch helfen!“ stammelt die Kleine und rafft ihre Wäscheleinen in's Schürzchen, das sie fest an sich preßt.

Die Mutter, mit Seil und Klammersäckchen beladen, faßt Elschen's Hand und steigt hinter Heinrich die Treppe hinauf, während sie zu singen beginnt: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Beide Kinderstimmen fallen fröhlich ein und auch Suzette, die mit dem schweren Wäschezuber folgt, kann sich nicht enthalten, mitzukommen. So langt die Karawane auf dem Dachboden an, wo im Takte die Arbeit des Seilspannens und Aufhängens vor sich geht. Alle Hände regen sich, selbst Elschen trägt der Mutter mit hochgehaltenen Armen kleine Wäschestücke zu, während Heinrich die Einformigkeit der Arbeit öfters unterbricht durch genaues Untersuchen der Stärke des Seils, indem er sich mit der ganzen Körperchwere daran hängt. —

„Frau Palmer hat Recht mit ihrer Wäsche — sie wird sich ärgern.“ So sprach, an's Fenster tretend, zur selben Stunde die Bewohnerin des unteren Stockwerkes, eine schwächliche, bleiche, verschlafene d'rauschende Frau in nachlässiger Morgenkleidung, das Haar struppig und die Haube schief auf dem Kopfe — so blickte sie gleichgültig in den beginnenden Regen hinaus, während drei ungewaschene, halb angekleidete Kinder zu ihren Füßen sich balgten.

„Frau Palmer ärgert sich kaum,“ entgegnete ihr Gatte, „dein eben hörte ich sie singen auf der Treppe.“ — „Weiß nicht, wie solche Leute es machen,“ jagte mürrisch die Hausfrau, „das frigt und lacht den ganzen Tag und sie hat doch auch ihre gehörige Plage mit den zwei zarten Kindern und dem ganz ungeübten Laubmädchen, das sie sich anlernen will.“

„Frau Palmer ist lieb und lustig! O Mama, dürfen wir zu ihr geh'n?“ rief das vierjährige Gretchen und schnell fielen die ältere Lina und der blasse, kleine Ernst ein: „Nah ja, zu Frau Palmer, Mama, bitte!“ — „Ihr seid ja noch nicht gewaschen

und gefämmt und bis ich damit fertig bin, ist der halbe Vormittag vorbei und ich habe jetzt andere Arbeit!" erwiderte ärgertlich die Frau, „die Babette ist heute ohnedem recht spät d'ran — man könnte sich krank ärgern über die faule Person!"

Ein dreistimmiges Geschrei ertönte bei der Mutter abschlägigen Worten. — „Ich bitte Dich, Auguste, bringe die Kinder zur Ruhe!" rief gereizt der Gatte, der, die Zeitung lesend, am Tische saß. — „Seid still, ihr ungezogenen Dinger, ihr sollt ja meinetwegen hinaufgehen zu eurer Frau Palmer, so hab' ich doch Ruhe vor euch und kann eher an meiner Arbeit bleiben!" entschied nun die Frau, die sich nicht anders als durch Nachgeben zu helfen wußte bei der Unart ihrer im Grunde gutgearteten, aber so verkehrt geleiteten Kinder.

Unter andauerndem Schelten auf die eigenwilligen Dinger, die nur zum Aerger ihrer Mutter da seien, vollzog die bleiche, verdorrte Frau das Geschäft des Ankleidens derselben, und endlich trollten die Drei ab nach oben.

Mit einem Seufzer wandte sich die Hausfrau dem Geschäft des Aufräumens zu. — „Liebe Auguste, ich glaube, Du bist heute recht angegriffen; gönne Dir im Laufe des Tages ein Stündchen der Erholung durch einen Gang in's Freie — für Deine überreizten Nerven das beste Heilmittel — und die kalten Bäder vernachlässigst Du vollständig und doch — „Was denn noch Alles, Gustav — Du scheinst wirklich gar nicht zu bedenken, wie viel Arbeit mir obliegt!" — „Du hast aber doch an Babetten eine recht tüchtige Stütze: sie ist stink, geschickt und auch willig und ich habe sie deshalb im Lohne aufgebessert, damit sie Dich kräftig unterstützt, und sie thut's auch! Du mußt ihr nur auch etwas zutrauen, damit sie sich freuen kann an ihrer Arbeit!" bemerkte der Gatte. — „Ach was — freuen an der Arbeit; sie soll sie recht machen, weiter braucht's nichts! Aber sie ist launisch und schnippisch und wenn man ihr nicht immer auf der Haube sitzt, so thut sie nichts. Wenn ich alle Tage eine Stunde spazieren gehen wollte, so bliebe mir bald so viel Arbeit liegen, daß ich gar nimmer nachhätte!" beharrte die Geschäftige.

„Ich glaube wirklich, Auguste, Du thust Babetten Unrecht: sie ist eine ziemlich erfahrene Person bereits — Du behandelst und beaufsichtigst sie aber, als wäre sie ein junges, unwissendes Ding. Daß sie willig und einsichtsvoll ist, bewies sie während Deiner und der Kinder letzter Krankheit, wo sie alle Arbeit allein bewältigte und nicht duldete, daß ich eine besondere Pflegerin anstellte. Weiläufig bemerkt," so fügte der gutmüthige, aber doch sehr schwache Gatte bei, „fürchte ich, daß Deine Gesundheit sich nicht nur nicht bessern werde, sondern wir einen Rückfall Deiner Krankheit befürchten müssen, so Du nicht mehr Rücksicht Deiner Gesundheit widmest! Sieh' nur Frau Palmer an, wie wohl und munter sie stets ist; sie findet aber auch jeden Tag ein Stündchen Zeit, um mit ihren Kindern an die frische Luft zu geh'n. Sie wird dennoch fertig mit ihrer Arbeit, hat sogar noch Zeit, ihrem Jungen die Häuschen und Wäschen selbst zu verfertigen, und dabei ist ihr Mädchen ganz jung und unerfahren — sie kann ihr das gewöhnliche Kochen noch nicht überlassen, während Du es Babetten ganz wohl anvertrauen könntest, wenn Du Dich und sie nicht quälen wolltest durch Deine übergroße Genauigkeit!"

Noch selten wohl hatte Herr Frohner in solch' eingehender Weise seiner Gattin Vorstellungen gemacht, wie heute; vielleicht hatte der allzu auffallende Kontrast zwischen der, trotz verregneten Wäschetags singenden Frau Palmer und der unerbaulichen Szene in seinem Heim ihm den Mut dazu gegeben. Er mochte selbst des Außergewöhnlichen seines Thuns sich bewußt sein, denn mit Wärme setzte er hinzu: „Du solltest es mir zu liebe thun, Auguste, und Deine Gesundheit mehr im Auge behalten — sie ist ja weit wichtiger, als alles Uebrige, und eine Stunde Zeit ist bald eingebracht, wenn man in frischer Luft sich neue Kräfte geholt hat!"

„Ich sage Dir, Gustav, ich kann es nicht, ich werde nicht fertig — Du glaubst nicht, wie viel — „Schon gut — Adieu!" sagte der Mann kurz, nahm den Hut und ging. (Fortsetzung folgt.)

Vom Tagebuchführen.

Von Frau S. B.-W.

In einer Gesellschaft junger Mädchen resp. Damen, die sämmtlich dem privilegierten Stande angehörten, der sich als Abschluß der Schulzeit ein bis zwei Jahre Pensionat erlauben darf, kam man jüngst auch auf das Tagebuchführen zu sprechen, und zwar nicht so von ungefähr, sondern auf Anregung einer anwesenden ältern Dame. Der Gegenstand wurde lebhaft in Angriff genommen, wie ein Ball hin und her geworfen, und so viele Köpfe da waren, so viele Ansichten gab es, die sich schließlich dahin einigten, das Tagebuch sei erstens etwas Altmödiges, denn sie hätten schon Mutter und Großmutter davon reden hören, und zweitens sei das nur für Leute, die ein recht bewegtes Leben führten, d. h. viel Interessantes erlebten oder auf Reisen gingen. Ueberdies hatten ihrer zwei oder drei es schon probirt und bald langweilig gefunden. „Schade um das schöne Buch," meinte die Eine, die als Geburtstags-geschenk ein verschleißbares Tagebuch erhalten, aber in Ermangelung von hinlänglich romantischen Stoff das Hineinschreiben aufgab — bis auf Weiteres.

„Nun Maria, rief' einmal mit Deiner Ansicht heraus, Du scheinst mehr davon zu wissen, als wir Alle," rief eine der Tagebuchgegnerinnen einem jungen Mädchen zu, das bisher schweigend der Debatte zugehört, bei der Aufforderung aber über und über erröthete und wie hilflos die Seniorin der Gesellschaft anblickte. Diese ließ sich erbitten und ergriß statt der Bedrängten das Wort:

„Wißt Ihr eigentlich auch, was ein Tagebuch ist, d. h. was es sein soll und zu was es gut ist? — Es ist nicht etwa nur ein Buch, in das man alle Tage einträgt, was man gethan und erlebt habe; das müßte unter Umständen eine fürchterlich langweilige Geschichte werden mit unzähligen Wiederholungen und hausbackener Prosa. Ich erinnere mich noch recht gut, wie uns in einer obren Klasse der Realschule einst als Aufsatzthema ein „Ferientagebuch" gegeben wurde. Und in den Ferien erlebt man doch Manches, was sich erzählen ließe; aber die Durchschnittphrase in dieser Arbeit war: „Und dann gingen wir", „und dann fuhrn wir", „wir aßen und tranken" — und das Ganze gestaltete sich bei den meisten zu einem ziemlich langweiligen Geschreibsel, so daß der Lehrer sich bezogen fand, unsere verworrenen Begriffe punkto Tagebuchführen einigermaßen zu berichtigen.

Das Tagebuch soll nicht nur eine Chronik erlebter Thatsachen sein, sondern vor allem ein Spiegel des innern Lebens, wie es ja überhaupt weniger darauf ankommt, was wir erleben, sondern wie es auf uns wirkt. Thatsachen vergessen wir nicht so leicht, auch ohne sie aufzuschreiben; den Eindruck aber, den sie auf uns machen, die Gefühle und Empfindungen, die damit Hand in Hand gehen, die verdrängen sich namentlich bei der Jugend so schnell, wie eine Welle die andere. Es ist allerdings nicht Jedem darum zu thun, in spätern Zeiten noch nachlesen zu können, was Alles ihm durch Kopf und Herz gegangen in der Jugend, und bei Manchem käme auch mehr Thorheit als Weisheit zu Tage. Aber gerade dadurch, daß man sich von seinem Thun und Denken Rechenschaft gibt, vertieft sich das Verstere, klärt sich und gestaltet sich allmählig so, daß man beim Durchlesen nicht mehr zu erröthen braucht. Man führt darin sozusagen Zwiegespräche mit dem eigenen Ich. Doch, eine Gefahr liegt dabei nahe, die der Beschönigung, der Heuchelei. Soll ein Tagebuch seinen Zweck erfüllen, so muß es strikte privatim geführt werden; Aufrichtigkeit muß die Feder führen, und nicht mit dem leisesten Hintergedanken, es so zu schreiben, daß bei allfälliger Entdeckung die „schöne Seele", die es schrieb, bewundert werde. Ehrlich und wahr, das ist die Hauptbedingung!

Und was den Stoff anbelangt, so leidet den das einfachste Stillleben eben so gut, oft reichlicher als eine Zeit aufregender Vergnügungen, die der nöthigen Einfuhr nicht günstig ist, indem gerade bei dem erstern der Blick in die Umgebung und in's eigene Innere ruhiger, klarer ist. Mit einem Zusatz von Humor und Phantasie, die ja beide der Jugend vorzugsweise

eigen sind, läßt sich den alltäglichsten Dingen noch Reiz abgewinnen, und wäre es auch nur des Kontrastes wegen, der zwischen der prosaischen Wirklichkeit und unsern jugendlich süßlichen Erwartungen und Träumen besteht. Gehen dann erstere Zeiten, Enttäuschungen, die den Wenigsten erspart bleiben, an uns vorüber, da erhebt uns das Tagebuch die Freundin und ist verschwiegen wie keine. Beim Niederschreiben schießt manche herbe Kränkung viel unschuldiger aus, abgesehen davon, daß uns der bloße Herzenserguß eine Wohlthat ist. Man lernt auf sich selbst merken; man sieht sich da wie in einem Seelen Spiegel, und das natürliche Ergebnis ist, oder sollte wenigstens sein, daß man sich Mühe gibt, das Bild zu einem immer schöneren, vollkommeneren zu gestalten. Das richtig geführte Tagebuch führt zur Selbsterkenntnis. —

Ein weiterer Nutzen liegt in der Stylübung. Was wir schreiben, sei sorgfältig geübt, als wäre es der Korrektur unterworfen, und unversehens gewinnt man Übung und Schwung in der Ausdrucksweise. Für so gutgeschulte junge Damen wäre es eine sehr praktische Abwechslung, sich mitunter auch einer fremden Sprache zu bedienen. Wer etwelche poetische Ader zu haben glaubt, versucht sich vielleicht da und dort in einem Verschen, wenn auch Versmaß und Reim nicht ganz klappen, — was nicht ist, kann noch werden. Es macht sich wirklich zu hübsch, hie und da so ein schmaleres gereimtes Stück zwischen der Prosa zu finden. Mit der Zeit gewinnt man das Tagebuch lieb und hütet es wie einen Schatz. Es wird der Gefährte unserer Feierabendstunden, der sich jeder Stimmung anpaßt, unsere Wünsche, unser Hoffen und Bangen geduldig aufnimmt. Und feint dann die Liebe in dem jungen Herzen, da ist's erst ein unschätzbare Freund, der nichts ansplandert. Es gibt junge Mädchen genug, die nicht das Glück haben, eine Freundin im wahren Sinn des Wortes zu besitzen oder mit ihr verkehren zu können. Ihnen ist solch' ein Tagebuch der beste Ersatz.

Freilich hört das Tagebuchschreiben in dieser Form mit der Verheirathung gewöhnlich auf. Da schließt man es ein, bis die Kinder herangewachsen sind, und die Wißbegierde muß man mitangehen haben, mit der sie es in geweihter Stunde ans der Mutter Hand in Empfang nehmen. Wie sie sich dabei den Trost zu Gemüthe führen, daß die Mutter auch einmal jung gewesen und gerade so wie sie gefühlt und empfunden habe!

Ich möchte mehr als eine in spätern Jahren vereinzante Frau, die ihr in der Jugend begonnenes Tagebuch wieder hervorgeholt, fortgesetzt, und sich dabei Ergebung und Gemüthsruhe errungen hat. Zudem sie in kurzen Zügen das Dazwischenliegende nachgeholt, hat sich das Ganze zu einem Lebensbild gestaltet, das gerade durch seine „Momentaufnahmen" an Werth gewann.

Zum Schluß möchte ich noch einer andern Art von Tagebuch das Wort reden, das seltener geführt wird, nichtsdestoweniger von bleibendem Werthe sein kann. Ich möchte es im Gegensatz zu dem obigen das äußere nennen. Wenn sich in der Ehe das erstere nicht gut fortführen läßt, so wäre es doch zu empfehlen, daß die Hausfrau und Mutter Buch führen würde über die Ereignisse im Familienleben. Wie reichlichen Stoff bietet da die Kinderstube mit all' den drolligen, originellen Einfällen der Kleinen, dem fortschreitenden geistigen und leiblichen Wachsthum der Größern. Als Preis guten Verhaltens würde den letztern von Zeit zu Zeit gestattet, selbst Eintragungen zu machen. Welch interessantes Studium für Mutter und Kinder, und welches Fest, an gewissen Jahrestagen dem Vater dieses höchst interessante Protokoll vorzulegen und ihn damit auf dem Laufenden zu erhalten mit dieser Weltgeschichte im Kleinen! Wahrlich, es lohnte sich, von der Witzzeit einer vielbeschäftigten Hausmutter da und dort ein Viertelstündchen darauf zu verwenden, und wer weiß, ob nicht mancher thörichte Streich bei dem jungen Volke unterbliebe aus Furcht vor dieser Alles offenbarenden Chronik.

Darum, ihr gegenwärtigen Fräulein und zukünftigen Frauen, ehret und führet das Tagebuch!

Wie man das Rückenweh heilt.

Mit den Jahren stellen sich bei den Menschen allerlei Leiden und Krankheiten ein. Der Eine klagt über Gicht, der Andere über Rheumatismus, dieser über Asthma, jener über Rückenweh und Schmerz im Kreuz. Zu den letztern gehörte Der, der die folgende Geschichte erzählt. Ich fühlte in der Wirbelsäule, und zwar unten im Kreuz, einen stechenden Schmerz und ganz besonders Nachts im Bett. Ein Umwenden im Bett war mir sehr schmerzhaft. Was ist da anzufangen? Nun, du gehst zu einem Arzte und erzählst ihm deinen Umstand; er wird hier Rath und Hilfe wissen. Gesagt, gethan! Der Arzt untersuchte die Wirbelsäule, drückte an den Kreuzwirbeln herum und verscrieb etwas zum Einreiben. Die Stelle wurde fleißig und tüchtig eingerieben. Ein zweites und drittes Mittel zum Einreiben wurde angewendet; aber ohne Erfolg. Das Leiden saß fest und hartnäckig. Ich hörte von einem geschickten Arzte in der Stadt. Dabin reiste ich, logirte mich auch dort ein, denn ich wollte täglich mit meinem Arzte reden können. Ich machte demselben über die bereits angewendeten Einreibemittel meine Mittheilungen. Er glaubte, ein Wirbelknochen könnte entzündet sein und verschrieb Jod zum Einpinseln. Dieses brannte die Haut weg. Auf die neue Haut wurde wieder Jod gepinelt. Nachdem die Kur 14 Tage fortgesetzt war ohne Erfolg, so rieth mir der betreffende Arzt an, ein Bad zu besuchen. Ich reiste also mit meinem Breiten nach Baden im Aargau, zog auch dort einen Arzt zu Rathe und benutzte 18 Tage täglich das Bad, auch extra Sturzäder. Als ich wieder zu Hause ankam, brachte ich auch meinen Schmerz im Kreuz wieder mit. Nun tröstete ich mich damit, daß es mir sonst wohl war und mir Essen und Trinken gut schmeckte. Ich gewöhnte mich auch bald an den Gedanken, den Schmerz im Kreuz für meine ganze Lebenszeit behalten zu müssen.

Ich lag immer gerne mit Kopf und Brust hoch im Bett und hatte deshalb hohe Kopfpolster. Eines Abends legte ich mich sehr ermüdet zu Bette und zog, um recht weich ruhen zu können, eines der Kopfpolster abwärts und lag darauf. Dadurch bekam mein Körper eine nahezu wagrechte Lage und am Morgen hatte sich mein Schmerz im Kreuz sehr vermindert. Ich war über diese Erfahrung sehr erstaunt und erfreut, schlief von da an immer in solcher Lage und das Leiden verlor sich ganz schnell. Manchen Frauen und Männern, die über Schmerz im Kreuz geklagt hatten, hat dieses einfache und kostenlose Mittel geholfen. Gehe hin und thue dergleichen!

K. F.



Für Küche und Haus

Die Hausfrau beim Metzger. Man sollte denken, daß bei den stets herrschenden hohen Fleischpreisen es sich die Hausfrauen ohne Ausnahme würden angelegen sein lassen, ihren Bedarf an Fleisch, sowohl für den Geldbeutel als für die Tafel, resp. den Genuß, möglichst vortheilhaft einzukaufen. Dem ist aber durchaus nicht so. Man braucht nur einige Zeit nacheinander regelmäßig einen Metzgerladen zu besuchen und den Verkehr dort in den Hauptstunden des Verkaufes zu beobachten, so macht man ganz verblüffende Bemerkungen. Man macht die Erfahrung, daß gerade die Klasse derjenigen Käuferinnen, die am meisten auf's Rechnen angewiesen ist, am wenigsten sachgemäß und vortheilhaft einkaufen. Das vornehme Haus, das den Koch oder die erfahrene Köchin zum Einkäufen schiebt, das findet durch die routinirte Sachkunde seiner Angestellten sicher seine Rechnung. Diese wissen recht gut, wo die besten Wäsen am Thiere herausgeschritten werden. Sie wissen die einzelnen Stücke richtig zu bezeichnen, sind naturgemäß fleißige und geschätzte Kunden, deren Wünschen man sofort entspricht, und ihre spezielle Kenntniß in der Kochkunde befähigt sie, einen jeden einzelnen Theil vom Thiere auf seine Verwendung in der Küche zu taxiren, so daß der gemachte Ein-

kauf in jeder Beziehung auch zweckentsprechend ist. Die unerfahrene, ohne jede Sachkenntniß vorgehende Käuferin, welcher beim kleinen Bedarf ohnedies ein unverhältnißmäßiges Gewicht an Knochen zugetheilt wird, bietet oft die stille Urache vergnüglichen Lächelns für den Verkäufer. Da wird oft auf gut Glück genommen, was der Metzger gibt, oft aber auch wird in lästigster Weise Auswahl gehalten, ohne jede Sachkenntniß; da wird nur der mehr oder weniger günstig in's Auge fallende Schnitt und das äußere Ansehen des Stückes taxirt und nach langer Qual endlich eine Wahl getroffen, die dem sachkundigen Beobachter ein bemitleidendes Kopfschütteln, dem Verkäufer aber ein zweifelhaftes Lächeln abnötigt. Für die richtige Köchin ist eine ganz genaue Kenntniß des Fleisches, des Nährwerthes der verschiedenen Theile der Thiere, die beste Verwendung und Behandlung der einzelnen Stücke eine unumgängliche Nothwendigkeit. Auf dieser Kenntniß beruht die zweckmäßige Anordnung, Einteilung und Führung der Fleischstücke. Es ist auch nur der völligen Unkenntniß und daherrührender Gleichgültigkeit zuzuschreiben, daß mit Ausnahme der großen Städte das sämmtliche Fleisch der geschlachteten Thiere derselben Gattung zum nämlichen Einheitspreise verkauft wird, währenddem die einzelnen Theile und Stücke des Thieres ganz erheblich verschiedenen Nahrungswert (und deshalb auch Kaufwert) besitzen. Es sollte von Rechts wegen an jeder Fleisch-Verkaufsstelle eine übersichtliche Tabelle aufgehängt werden, wo die einzelnen Stücke eines geschlachteten Thieres nach ihrem Nährwerth bezeichnet und wo die verschiedenen Preise nach der Rangordnung notirt wären. Da könnte die Käuferin auf die einfachste und richtigste Weise sich belehren und sie könnte nach ihrem eigentlichen Bedarfe einkaufen. Daß diese Neuerung eingeführt werde, liegt aber nicht im Interesse der Fleischverkäufer und somit darf auf eine baldige Ausführung dieser Anregung noch keineswegs gerechnet werden. In dieser Annahme bringen wir zu Ruh und Frommen der sich dafür interessirenden Hausfrauen und Köchinnen nähere Anleitung zur sachgemäßen Taxirung und zum zweckmäßigen Einkaufe des jeweiligen Fleischbedarfes.

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Mittheilungen

- Zur Frauenfrage. Betreffend die Frauenfrage stellt Herr Nationalrath Schläppi in Zürich zu Händen der schweizerischen Grätkritiker nachfolgende Postulate auf. Die Statistik hat folgende Thatsachen festgestellt:
1. Die Frauen kommen immer mehr in Ueberzahl, sie bilden nicht nur die schönere, sondern auch die zahlreichere Hälfte.
 2. Die Heirathsmöglichkeit vermindert sich von Jahr zu Jahr; es kommen immer weniger Mädchen zur Verheirathung.
 3. Die geschlossenen Ehen verlaufen in ihrer Mehrzahl (?) unglücklich; das wird von der Frau am tiefsten empfunden.
 4. Die familien- und vermögenslosen Frauen müssen, um ihre Selbstständigkeit zu wahren, einen Beruf ergreifen. Man muß den Mädchen in ihrer Jugend schon zu Gemüthe führen, daß sie — wie die Knaben — sich für einen Beruf zu entscheiden haben.
 5. Die Bildung der Mädchen muß eine ganz andere werden; sie haben ein Anrecht auf dieselben Bildungsanstalten wie die Knaben; auch für die Mädchen müssen Berufsschulen geschaffen werden.
 6. Die Großindustrie, getrieben durch die Konkurrenz, muß die Herstellungsstoffe fortwährend zu vermindern suchen. Die männlichen Arbeitskräfte werden deshalb vielfach durch weibliche ersetzt. Während die männlichen Arbeiter Vertreter der industriellen Arbeiterarmee abgeben, wird das Weib industrialisirt und allen Wechselfällen der modernen Produktion preisgegeben. Die weiblichen Arbeitskräfte haben daselbe Anrecht auf eine humane Schutzgesetzgebung wie die männlichen.

Alkohol. Der Bundesrath hat beschlossen, eine Kommission von Sachverständigen einzuberufen, welche über Mittel und Wege einer besinnlichen Denaturirung des Brennspiritus berathen soll.

Die letztlin verorbene Frau Nanette Alweg, geb. Scherb, in Bischofzell (Thurgau) hat 50,000 Franken

zur Gründung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Mädchen testirt.

In Hemmerswil (Thurgau) genos ein dreijähriges Kind aus der auf dem Tische liegenden Wafschachtel seines fünfzehnjährigen Bruders, der für die Sekundarschule Aufgaben löste, togen. Schweinefurtergerin und zog sich dadurch den Vergiftungstod zu.

Der in Basel abgehaltene Samariterkurs für Damen zählt 400 Theilnehmerinnen.



Fragen.

Frage 847: Wüßte vielleicht Jemand ein sicheres Vorbeugungsmittel gegen in jedem Wochenbette wiederkehrende Venenentzündungen der Beine? Zum Voraus besten Dank. Eine Abonnentin.

Frage 848: Kann eine freundliche Mitabonnettin dieses Blattes mir mittheilen, wo Emaille-Geschire frisch emailirt und Gebrauchsgegenstände für die Küche vermicelt werden? Herzlichen Dank zum Voraus. C. v.

Frage 849: In einem jeden Haushalt ist es gewissermaßen von Bedürniß, ein stets brauchbares gewöhnliches Klebemittel zur Verfügung zu haben. Als solches hat sich nun der sog. flüssige Leim (Colle blanche, Colle forte) fast allgemein eingebürgert. Mit diesem Leim ist jedoch der Uebelstand verbunden, daß derselbe leicht zu einer gummiartigen festen Masse erhärtet und dann unbrauchbar wird. Ist vielleicht eine Leerin dieses Blattes ein Mittel bekannt, solchen jezt gewordenen Leim wieder flüssig und brauchbar zu machen, oder auch ein anderes besseres Klebemittel? Durch gefällige Mittheilung würde sie sehr verpflichten eine alte Abonnentin. M. R.

Frage 850: Unser 15jährige Knabe, welcher sehr groß und fortpulent ist, hat die üble Gewohnheit angenommen, beim Sigen oder Gehen seinen Körper in ziemlich gebückter Stellung zu halten. Könnte vielleicht eine werthe Abonnentin mittheilen, was hier anzuwenden sei, wofür sehr dankbar wäre. A. R.

Frage 851: Fände sich wohl für eine junge Tochter, die zwei Jahre auf einem Postbureau als Privatlehrerin fungirte, idenbdo Gelegenheit, sich in der französischen Sprache weiter auszubilden?

Frage 852: Für gefällige Mittheilung einiger Adressen von größeren, soliden Vingerie-Aussteuer-Geschäften wäre sehr dankbar. Eine alte Abonnentin.

Antworten.

Auf Frage 845: Es muß gelagt werden, von welcher Farbe die „abgeschossenen“ Sachen sind, denn wenn nicht schwarz gefärbt werden will, so muß man die ursprüngliche Farbe berücksichtigen. Blau kann nicht roth und roth kann nicht blau angefärbt werden.

Auf Frage 846: Naturgemäße Lebensweise, rationelle Kleidung, einfache, reizlose Nahrung, durchgreifende Hautpflege, Bewegung im Freien und beständiger Aufenthalt in reiner Luft und die Sorge für gute, rasche Verdauung, das sind Hauptmittel für alle Leiden, auch für Athmungsbeschwerden und Herzklopfen. Dies Verfahren wirkt besser als alle Medizin.

Auf Frage 846: Aus eigener Erfahrung empfehle Ihnen sehr: la poudre Anti-Astmatique de Dr. Cléry. Zu beziehen durch folgende Adresse: Monsieur le Chimiste Cléry à Marseille (Sainte-Just) Bouches-du-Rhône. — Sollten Sie näheren Anschluß über das Mittel und dessen Erfolg erfahren wollen, so bin ich gerne bereit, direkt mit Ihnen zu korrespondiren. Meine Adresse erfahren Sie durch die Redaktion. A. T.

Wird gegen Einwendung der Briefmarke befördert. Die Redaktion.

Auf Frage 847: Ein ganz einfaches Mittel ist die Anwendung von Holzsohlenpulver. Wenn der Wein aus dem schlechten Faße in ein anderes umgefüllt ist, so leßt man dem Getränk Holzsohlenpulver zu; zwei bis drei Löffel voll auf ein Liter. Dies rührt man gehörig um und läßt dem Pulver Zeit, sich gehörig zu setzen. Später zieht man den Wein auf Flaschen oder filtrirt ihn in ein anderes reines Faß. Die Kohle jezt sich mit der Hefe am Boden ab. Durch diese Prozedur verliert der Wein nichts an seiner Güte, der schlechte Geschmack aber verschwindet vollständig.

Auf Frage 848: Ein altes, vorzügliches Rezept ist folgendes: Man rührt 60 Gramm Butter zu Schaum, fügt 2 Eier, 1/2 Liter Rahm, nach Belieben gestoßenen Zucker, 45 Gramm Hefe und 1/2 Kilo Mehl hinzu und rührt, wenn Alles gut vermenget und verrührt ist, den Teig messerrückendick aus, sticht mit einem Glaß Wäsgen aus, bestreicht sie am Rande mit Eiweiß und legt in die Mitte ein Häufchen Eingemachtes; dieses letztere bedeckt man mit einem andern Wäsgen und läßt die Kuchen 1—1 1/2 Stunde an mäßiger Wärme, mit einem Tuche bedeckt (doch daß sie nicht berührt werden) gehen. Nachher bade man sie, in halb Butter, halb Schweinefett schwimmend, und wende sie noch warm in gestoßenem Zucker um.

Alte Schuld.

Erzählung von E. Eggmeyer.

(Fortsetzung.)

Die Frau machte eine verzweifelte Anstrengung, ihre Ruhe wieder zu erlangen. Sie schob Dora mit einer ungeduldrigen Bewegung zurück, und die Hand gegen den nahen Tisch stemmend, richtete sie ihre Gestalt empor und sagte, nach Athem ringend: „Es ist nichts, du weißt doch, Dora, daß ich mitunter an Schwindel leide. Nicht der Rede werth ist es,“ wandte sie sich dann an Ernst. „Nehmen Sie es nur nicht übel; aber ich habe mich ein wenig angestrengt während der letzten Tage. Mir fehlt nichts als Ruhe.“

Sie nahm dabei mit einem hastigen Griff dem jungen, verbrüht dahelenden Manne das unglückliche Schmuckstück aus der Hand und er — die Anspielung war zu deutlich — er stotterte einige bedeutendere Worte, warf noch einen Blick, der aber nicht bemerkt wurde, auf Dora und verließ das Zimmer.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als die Frau erschöpft auf einen Stuhl sank. Sie schenkte die Knaben, die neugierig herzugetreten waren, zurück und sagte in auffallend scharfer Weise zu ihrer Tochter: „Das ist nun die Folge von Deinem Vorwitz. Habe ich Dir je den dummen Knopf wirklich gegeben? Jetzt bekommst Du ihn gar nicht wieder und daß Du nur auf keinen Fall von dieser albernen Geschichte Vater etwas merken läßt! Was hatte überhaupt der Mensch hier zu suchen? Geh' in die Küche; es ist noch genug zu thun vor Mittag, aber mich läßt Du quälen und treibst selbst unterdeß nichts als Thorheiten. Habe ich wohl jemals etwas Anderes als Verdruß von meinen Kindern?“

Sie brach in einen Strom von Thränen aus und Dora stand dabei wie eine Sünderin, niedergedrückt und traurig, und begriff doch gar nicht, worin sie gefehlt hatte. Sie wußte auch, daß wenn ihre Mutter in solcher Weise zu klagen anfing, kein Zuspruch und keine Begünstigung etwas nützte, und so schlich sie schweigend hinaus. In ihre frühlingshelle Feststimmung war aber doch ein böser Frosthauch gefallen.

Als Ernst Gramberg aus dem Krämerhause in's Freie trat, stimmte das müßtonende Geklingel der Hausthürglocke, an das er sich übrigens schon so sehr gewöhnt hatte, daß er es kaum noch vernahm, wunderbar unbeschäftigt mit seinen innersten Empfindungen zusammen.

Eine noch unklare Ahnung peinigte und ängstigte ihn. Eine Aufgabe lag vor ihm, der er sich nicht entziehen durfte und an die er doch nur mit Zagen denken konnte. Dieser unfeilige Knopf, das seltsame Benehmen der Frau! Es überließ ihn heiß und kalt, wenn er daran dachte, und wiederum mußte er sich eingestehen, daß noch vor einigen Monaten die entdeckte Spur ihn hoch interessirt und zu weiterer Verfolgung derselben angeregt haben würde.

Ein Blick auf seine Uhr belehrte Ernst, daß er die Zeit für den Kirchgang bereits versäumt habe, überdies war ihm jede Sammlung für einen solchen verloren gegangen. Er irrte zwecklos auf den einsamsten Wegen, die er finden konnte, vor die Stadt hinaus, grub in seinem Gedächtniß nach alten Erinnerungen und sah dann plötzlich wieder das süße, schuldlos heitere Antlitz vor sich, das ihm theurer war als Alles auf der Welt. Von Dora lassen? Lieber wollte er sterben. Aber quälte er sich nicht mit wesentlichen Schätzen? Was war denn geschehen, ihn mit der so gefürchteten Möglichkeit zu bedrohen? Weise in ihm regte sich die Stimme des Versuchers und sie stüsterte ihm den Rath zu, doch Alles beim Alten zu lassen. Was brauchte er zu fragen und zu forschen? Konnte er nicht verschweigen, daß er den verhängnißvollen Knopf gefunden und warum sollte er überhaupt erst seiner Mutter durch Mittheilungen darüber unnötige Aufregung bereiten? Nein, am besten war, er ließ auf sich beruhen, was doch schwerlich klar an's Tageslicht kommen würde und nur geeignet war, Mißstimmung und Verwirrung anzurichten. Es überwältigte ihn plötzlich bei diesem Ge-

denken wie ein unbeschreibliches Glücksgefühl die Ueberzeugung, daß damit alle Unruhe beendet sein, daß Alles bleiben würde, wie es gewesen war. Ihm dünkte, eine Bergeslast sei von ihm genommen und dann wieder im nächsten Augenblick wußte er ganz genau, daß er doch thun mußte, thun würde, was die Pflicht von ihm forderte, mochte dann daraus werden, was da wollte. Gerade und deutlich lag der Weg vor ihm, den er einschlagen mußte, und wie eine Eingebung fiel es ihm mit einmal schwer auf die Seele, daß er sich niemals bei irgend Jemanden nach seinen Hauswirthen erkundigt hatte. Er wußte weder von ihrem Ruf noch ihrer Vergangenheit das Geringste. Bislang war ihm dergleichen nie in den Sinn gekommen, jetzt schien es ihm wichtig. In der nämlichen Straße mit Schörlings wohnte ein Schuhmacher, ein ruhiger, stiller Mann, bei dem er schon öfter eine Kleinigkeit hatte machen lassen. Er erinnerte sich jetzt, daß, als er zum ersten Mal bei ihm gewesen, der Mann ihn nach seiner Wohnung gefragt und, nachdem er Auskunft erhalten, in eigentümlichem Tone geantwortet habe: „So, bei dem Krämer Schörling; sind Sie denn da zufriedener?“

Damals hatte er die Worte und die noch mehr sagende Betonung derselben nicht beachtet, jetzt mußte er wieder daran denken, und endlich beschloß er, zu dem Manne zu gehen und bei ihm nach seinen Hauswirthen Erkundigungen einzuziehen. Wie immer, wenn man in einer zweifelhaften Lage vorläufig zu einem Entschluß gekommen ist, beruhigte sich damit sein Gemüth und er vermochte an die Heimkehr zu denken. Als er aber am Tage nach dem Feste, unter dem Vorwande eines Auftrages, die Wohnung des Schuhmachers betreten wollte, erschien ihm sein Begleiter hinterlistig und feige. Die Schörlings mochten sein wie sie wollten, ihn hatten sie freundlich zu sich gerufen, er hatte an ihrem Tische gegessen und Gastfreundschaft von ihnen angenommen, nicht hinter ihrem Rücken durfte er handeln. Mit seinem Hauswirth selbst beschloß er zu reden. Das war jedenfalls der geradeste Weg und wie schnell gelangte er auf denselben an's Ziel und sah vielleicht alle seine schweren Besorgnisse zerstreut.

V.

Daß ein Entschluß leichter gefaßt als ausgeführt ist, deß sollte aber Ernst Gramberg in dieser Woche inne werden. Morgens, bevor er in's Geschäft ging, war an eine Unterredung mit Herrn Schörling nicht zu denken; kehrte er aber Abends zurück, so sah er diesen durch seine Kunden in Anspruch genommen und fühlte sich, dies bemerkend, jedesmal im verborgenen Winkel seines ohnes über das Hinderniß zufriedener, als er sich selbst eingestehen mochte. Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr gingen einer nach dem andern hin und am Abend eines jeden saß Ernst den festen Entschluß, daß der morgende nicht verschieben solle, ohne für ihn eine Entscheidung oder Aufklärung herbeizuführen. So kam der Dreißigste heran, der diesmal auf einen Sonntag fiel, und es gab für den jungen Kaufmann nicht mehr die Möglichkeit, seinen eigenen Entschlüssen auszuweichen.

Philipp Schörling pflegte Sonntags wie Werktags dasselbe Arbeitszeug zu tragen. Er stand also auch an diesem Sonntagsmorgen, die bekannte blaue Schürze vorgebunden, hinter seinem Ladentisch, als Ernst mit einem freundlichen Morgenruß zu ihm herantrat. Ein sehr aufmerkamer Beobachter hätte vielleicht im Wesen und in der Stimme des jungen Mannes einige Unsicherheit wahrgenommen. Dem Krämer entging dieselbe vollkommen. Die Bänlichkeit seines Miethers im Bezahlen hatte diesen in seinen Augen allmählig sehr gehoben. Er mochte bei seinem Anblick denken, daß er heute sogar schon einige Tage früher, als üblich war, den Miethzins von ihm erhalten werde und versuchte daher, als er den Gruß erwiderte, seinen Zügen einen möglichst verbindlichen Ausdruck zu geben.

Ernst lehnte sich in einer Weise, durch welche er unwillkürlich seinen Worten einen vertraulichen und harmlosen Ausdruck zu geben suchte, gegen den Ladentisch und knüpfte die Unterhaltung mit der

etwas allgemeinen und nicht sehr inhaltreichen Bemerkung an, daß Herr Schörling nach der arbeitsreichen Zeit, die er kürzlich durchgemacht habe, sich höchst wahrscheinlich angegriffen und ermüdet fühlen müsse.

Des Krämers Gesicht verlängerte sich und er sah den Andern mit einer Miene an, die zu sagen schien: Was will der Mensch eigentlich. „Die Arbeit greift mich niemals an,“ erwiderte er trocken. „Unferne hat überhaupt zu dergleichen Tagen keine Zeit, die überlassen wir den vornehmen und reichen Leuten.“

Ernst konnte sich der Bemerkung nicht verschließen, daß des Mannes Gesicht, indem er so sprach, entschieden wieder jenen unangenehmen Ausdruck annahm, der ihn im Anfang ihrer Bekanntschaft zurückgestoßen hatte. Dasselbe Unbehagen, wie damals, regte sich auch jetzt wieder in ihm; aber er fühlte an den fragend auf ihn gerichteten Blicken, daß er vorwärts müsse.

„Ich wollte Sie in der Woche nicht stören, Herr Schörling,“ begann er von Neuem, und seine Stimme ließ, was Festigkeit und Unbefangenheit anbetraf, noch immer zu wünschen übrig, „sonst hätte ich Sie schon früher in einer Angelegenheit um Aufklärung gebeten, die mich sehr interessirt und während der letzten Tage vielfach meine Gedanken beschäftigt hat.“

In Philipp Schörling regte sich wahrlich endlich der Argwohn, sein Miether möge von billigeren Wohnungspreisen gehört haben und wolle ihm künftig für seine jämmerlichen Zimmer nicht den bisherigen Preis zahlen. Er erwiderte nichts, aber seine Züge nahmen einen durchaus abweisenden Ausdruck an.

Ernst, dem die Kehle wie zugeschnürt war, räufperte sich und fuhr fort: „Fräulein Dora trug am Weihnachtstische als Tuschadel einen eigentümlichen Schmuck, einen ehemaligen Manschettenknopf, der in Gold gefaßt auf blauer Emaille ein S zeigt. Dürfte ich Sie wohl um Auskunft bitten, Herr Schörling, auf welche Weise dieser Knopf in Ihre Familie gekommen ist?“

Der Krämer hatte Anfangs diese Worte mit starrem Erstaunen angehört, dann plötzlich, — es mußte ihm wohl ein hindernder Gegenstand unter die Füße gekommen sein, blipte es wie grimmiige Wuth in seinen Augen auf, er stampfte mit dem Fuße und bückte sich rasch. Er schien irgend etwas ihn Störendes und Alergerades am Boden mit Mühe und Hefigkeit beiseite zu stoßen, und als er sich wieder aufrichtete, war ihm von der Anstrengung alles Blut in den Kopf geschossen. „Ich möchte Sie fragen,“ sagte er grob, „inwiefern es Sie angeht, welchen Schmuck meine Tochter trägt?“ Herr Gramberg fuhr zurück, aber er überwand im nächsten Augenblicke seinen Schreck. „Im Uebrigen mögen Sie zu Ihrer Frage Berechtigung haben,“ antwortete er kühl und fest, denn des Hauswirths Grobheit hatte ihn mit einem Schlage von seiner Verlegenheit befreit, „in diesem einen Falle aber erkenne ich sie nicht an. Nach dem erwähnten Knopf darf und muß ich mich erkundigen. Ich habe ihn als denjenigen erkannt, der vor vielen Jahren meinen Eltern unter ganz besonderen Umständen verloren gegangen ist.“

Philipp Schörling hatte f. S. auf dem Ladentische mit verschiedenen dafelbst stehenden Dingen zu schaffen gemacht. „Als wenn es nicht Knöpfe in der Welt geben könnte, die einer dem andern ähnlich sehen!“ rief er höhniisch.

„Das trifft in diesem Falle nicht zu,“ entgegnete Ernst. „Diese beiden Manschettenknöpfe, — meine Mutter besitzt den dazu gehörenden, — sind auf Bestellung nach einem bestimmten Muster gearbeitet. Der eine ist, ich wiederhole es, unter ganz eigentümlichen, für unsere Familie verhängnißvollen Umständen abhanden gekommen, und ich bitte Sie nochmals, Herr Schörling, mir mitzutheilen, wie Ihre Frau in dessen Besitz gelangen konnte.“

„Meine Frau?“

„Ja, Ihre Frau. Von Fräulein Dora weiß ich, daß sie den Knopf zwischen alten, ihrer Mutter gehörenden Sachen aufgefunden hat.“

(Fortsetzung folgt.)